



AUGUSTE GRONER

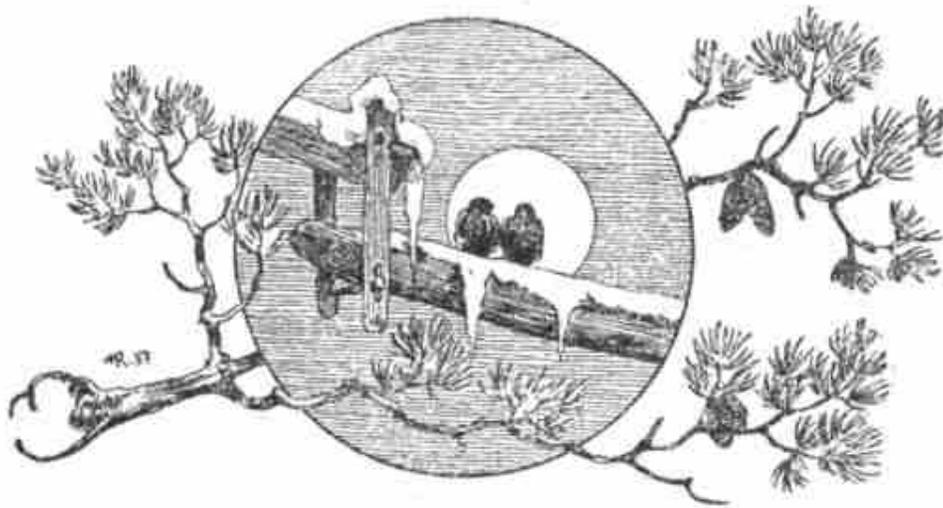
DAS GEHEIMNISS
DER
SYLVESTERNACHT

Auguste Groner
Das Geheimniß der Sylvesternacht
Eine Criminal-Novelle

Aus: Prochaska's illustrierte Monatsbände, Zur Erholung und geistigen Anregung in Mußestunden, Erster Jahrgang, XII. Band, 1. Juli 1899, Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, Wien, Leipzig, Teschen

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Vignette aus der Vorlage



Das Geheimniß der Sylvesternacht

Es war eine finstere Winternacht, die letzte Nacht des Jahres. Der Sturm fegte durch die Gassen und trieb den Schnee über die Felder, welche in welligen Flächen sich um das Städtchen erstreckten.

Da und dort erhob sich eine schneebedeckte Baumgruppe, zeigte sich ein Haus, ein zaunumgebener Garten. Auf dem höchsten Punkt der Bodenerhebung stand eine Kapelle.

Vor dieser Kapelle, im tiefsten Schatten, kauerte ein Mann. Er fuhr mit den Händen über den Schnee hin, er tastete da und dort mit seinem Stocke und fluchte leise. Er schlug wiederholt voll Aerger den weiten

Mantel, dessen Enden der Sturm ihm ins Gesicht warf, zurück. Von der Pfarrkirche im Städtchen tönten drei Schläge herüber. Es schlug drei Viertel auf Zwei. Der Mann fuhr auf. Dickes Gewölk trieb am Himmel, es zertheilte sich, der Mond lugte durch die Wolkenfetzen — es wurde plötzlich hell, ganz hell in der eben noch so düsteren Landschaft. Blauweiß leuchtete der Schnee. Nun sah man auch, daß ein Hohlweg zwischen den Feldern hinführte; er nahm die Richtung nach der Stadt. Der Pfad, welcher an der Kapelle vorüberzog, endete in ihm. Andererseits gelangte man auf jenem Pfade nach einem weitläufigen Gehöfte, welches etwa eine Viertelstunde von der Kapelle entfernt. lag. Der Mann mit dem Mantel war nirgends mehr zu sehen. Aber Tritte, eilige Tritte verhallten in der Ferne. Ihr verwehender Ton kam aus dem Hohlwege. Im Schnee aber, dort, wo er am stärksten niedergetreten war, glänzte etwas. Es war ein winziges, gelbes Ding, es war ein Dukaten.

Jetzt streckte sich nach diesem Dukaten eine Hand aus, sie gehörte einem Manne, der bis nun regungslos in einer der Mauernischen gestanden hatte.

Der Mann war ein Musikant.

Er trug eine Geige im Arme.

»Doch gut, daß ich mich vorhin ein wenig

gefürchtet habe. Es war freilich überflüssig, denn Leute, welche Dukaten verlieren, werden denen nicht gefährlich, die nur ein paar Silberzehner in der Tasche haben.« So murmelte der Mann; dann ging auch er der Stadt zu.

* * *

Im Städtchen herrschte tiefste Stille, nur die Windsbraut heulte in den Lüften oben, rüttelte an den Läden der Kirchthurmfenster und sauste in den dürren Aesten der Bäume, welche den Brunnen am Marktplatze umgaben.

Die braven Kleinstädter verschliefen friedlich die letzten Stunden der Nacht, mit welcher das neue Jahr anbrach.

Die Häuser lagen dunkel und verschlafen da, sogar das Wasser im strohumwundenen Brunnenhause rann stiller. Jetzt kam ein Mann aus einer der winkeligen Gassen, welche auf den Marktplatz mündeten. Er kam sehr eilig daher, er lief fast. Er warf einen Blick über die Fenster eines kleinen, niedlichen Hauses und stieß einen Laut des Aergers aus, als er gewahrte, daß zwei dieser Fenster erleuchtet waren. Gleich darnach steckte er den Schlüssel in das Hausthor, welches unter diesen Fenstern lag und nun schloß sich jenes hinter

ihm.

Der da zu so später, oder wohl auch zu so früher Stunde in das hübsche, kleine Haus getreten war, das war der Mann mit dem Mantel. Er gehörte in das Haus, er war der Diener von dessen Besitzer. Nur dieser, der pensionirte Hofrath Reutemann, und er selbst, Josef Braun mit Namen, bewohnten das Haus. Der Gewölbewächter Berner, der etwa 10 Minuten, nachdem Josef das Thor verschlossen hatte, auf den Platz trat, um seinen Dienst daselbst anzutreten, ließ seinen Blick forschend über all die Fenster und Thüren, die auf dem Marktplatz mündeten, hingleiten. Es war alles finster und ruhig, dessen war Berner froh; denn zum erstenmale seit Jahren war es ihm geschehen, daß er sich um eine Viertelstunde verspätet hatte. Davon würden nun die Kaufleute, die ihn für seinen fünfstündigen Nachtdienst besoldeten, nichts erfahren — denn es war ja Alles in Ordnung — der andere Gewölbewächter hätte freilich auf sein Eintreffen warten sollen — allein wer wird *diesen* anklagen — da Keiner von dieser kleinen Unregelmäßigkeit weiß! Berner geht beruhigt auf und nieder, die ganze Nacht, bis es sechs Uhr schlägt, dann eilt er heim. Es war Alles in schönster Ordnung.

Nun aber wieder zurück zu Josef!

Er hatte den Schlüssel, nachdem er ihn zweimal umgedreht, im Schlosse stecken lassen, eilte die Treppe hinauf, öffnete am Ende des Ganges eine Thüre und warf Hut und Mantel in das Gelaß, das sein Wohnraum war; dann tappte er sich wieder bis zur Stiegenmündung vor und öffnete leise die Thüre, welche zum Vorzimmer des Hofrathes führte.

Es herrschte tiefste Finsterniß darin, doch Josef kannte jede Spannbreite des Hauses, und so lag denn auch seine linke Hand schon auf der Klinke, während seine rechte sachte an die Schlafzimmerthüre des Herrn klopfte.

Ein unverständliches Gemurmel antwortete ihm.

Josef öffnete vorsichtig die Thüre. Das Licht war verlöscht, sein Herr hatte sich also gerade jetzt zu Bette gelegt.

Ein breiter Streifen Mondlichtes ließ Josef erkennen, daß sich der Hofrath eben im Bette umkehrte und die Decke höher zog.

»Ob der Herr Hofrath noch etwas wünsche?« fragte Josef schüchtern; abermals ein Gemurmel; der Herr war entschieden schlimmer Laune und wollte nicht mehr gestört sein. Mit einem zaghaften »Gute Nacht« zog sich der Diener zurück.

»Na, da kanns morgen etwas geben!« dachte er sich,

während er nach seinem Zimmer ging, woselbst er, mit einigermaßen schwerem Kopfe, sein Lager aufsuchte. Er erwachte, einer alten Gewohnheit gemäß, um halb sieben Uhr. Er bereitete so sorgfältig als möglich das Frühstück. Heute wollte er weniger als je seinem Herrn Ursache zur Unzufriedenheit geben. War doch der Hofrath gestern gerade ungewöhnlich gütig gewesen, hatte ihn, vielleicht ernst und weich gestimmt von dem bedeutungsvollen Tage, seiner Zufriedenheit versichert und ihm gesagt, daß er ihm so in altgewohnter Treue weiter dienen möge, er werde sich in seinem längst gemachten Testamente reichlich bedacht finden. Daraufhin hatte Josef mit Thränen in den Augen seinem gütigen Herrn gedankt und ihm die Hand geküßt, bei welcher Gelegenheit der Hofrath ihm drei Dukaten als Neujahrsgeschenk in die Hand gedrückt und freundlich gesagt hatte: »Also es bleibt dabei, du hast bis 1 Uhr Urlaub.«

Diesen Urlaub hatte Josef um 8 Uhr angetreten. Er war bei einem alten Kriegskameraden, welcher derzeit die Küchengärtnerei nahe dem Städtchen betrieb, eingeladen gewesen.

Johann Köhler und dessen Familie waren Josefs einziger Umgang. Er befand sich immer wohl bei den freundlichen Leuten, er hatte sich auch gestern sehr wohl bei ihnen gefühlt und darüber vergessen, seine

Urlaubszeit einzuhalten. Er hatte ziemlich viel Punsch getrunken und war trotzdem schier ernüchtert aufgefahren, als Freund Köhler's alte Kukuksuhr drei Viertel auf Eins schlug. Fast ohne Gruß war daraufhin der gewissenhafte Diener davongestürmt. Das Gärtnerhaus lag kaum 30 Minuten von dem Städtchen entfernt. Dennoch schlug es bereits zwei Uhr, als Josef zu Hause angekommen war.

Jetzt finden wir ihn im Speisezimmer seines Herrn. Es ist durch eine Tapetenthür mit dessen Schlafzimmer verbunden. Sachte, mit so wenig Geräusch als es immer angeht, heizt Josef den eisernen Ofen. Dann räumt er den Tisch ab. Am Abend vorher hatte er, wie er es seit Jahren zu thun pflegte, auf einem Servir-Brett eine Wein- und eine Wasserflasche, ein Wein- und ein Wasserglas aufgetragen. Vor dem Schlafengehen pflegt der Hofrath immer einen Schluck zu nehmen; hat er sich in der »Krone« verleiten lassen, ein Gläschen mehr zu trinken, dann nimmt er zu Hause nur mehr einen Trunk Wassers; ist er bei seinem gewöhnlichen, bescheidenen Maß geblieben, dann trinkt er noch ein Gläschen Wein.

Auch heute Nacht hat er noch Wein getrunken, trotzdem es am Junggesellentisch in der »Krone« vermuthlich hoch hergegangen ist.

Josef erlaubt sich nicht, *darüber* verwundert zu sein; dennoch ist er überrascht. Er sieht etwas, das vorher noch niemals vorgekommen ist. Heute Nacht hat der Herr Hofrath seinen Wein aus dem *Wasserglase* getrunken.

Und noch Eines fiel dem alten Diener auf. Die Portion Hanf, mit welcher der Hofrath allabendlich seinen kleinen Harzer fütterte, zu welcher Fütterung Josef stets zwei Täßchen hinstellte, eines, das den frischen Hanf enthielt, und ein leeres, das den Rest aus dem Näpfchen des Vogels auszunehmen bestimmt war — die Portion Hanf also, welche Josef gestern hingestellt hatte, die stand noch unverwendet neben dem Vogelbauer. Josef verwunderte sich auch darüber.

Kopfschüttelnd ging er wieder nach der Küche hinab, um das Frühstück zu holen.

Es war genau 8 Uhr, als er mit dem Servir-Brett, darauf sich schön geordnet Kannen, Tasse und Weißbrot befanden, wieder in das Speisezimmer trat. Sonst pflegte sich mit dem letzten Schlag der Pendüle die kleine Tapetenthür zu öffnen, in deren Rahmen das freundliche Gesicht des alten Herrn, gekrönt von einem Fez, und seine zierliche Gestalt, von einem Schlafrock umwallt, sichtbar wurden.

Nach alter Gewohnheit öffnete Josef auch jetzt

schon den Mund zum Morgengruß — doch sprach er ihn nicht aus, denn die kleine Thüre, darauf er seine Augen gerichtet hatte, sie blieb geschlossen.

Und da wunderte sich Josef zum dritten Male; zugleich aber stieg eine gewisse Beklommenheit in ihm auf. — Er stellte das Frühstück auf den Tisch und ging auf den Fußspitzen nach der Tapetenthüre. Dort horchte er. Er hörte nichts, gar nichts. Schon wollte er klopfen, da fiel es ihm ein, daß sein Herr leicht darüber erschrecken könnte, denn dicht neben der Tapetenthür befand sich das Kopfende seines Bettes. Josef ging also in das Vorzimmer, von dem aus, wie wir wissen, ebenfalls eine Thüre in des Hofraths Schlafzimmer führte, noch dazu, auch das wissen wir, eine unverschlossene. — Die Tapetenthüre aber pflegte der Hofrath immer abzuschließen, ehe er zu Bette ging

Er war ein nervöser, alter Herr. Der Gedanke, daß sich plötzlich die Thüre neben ihm öffnen, daß Jemand ganz unerwartet neben ihm stehen könne, mußte ihm peinlich sein.

Deshalb kam und ging Josef stets durch die andere Thüre, wenn sich der Hofrath in seinem Schlafzimmer befand. Er that dies auch jetzt, nachdem er längere Zeit gehorcht, nichts gehört und endlich gepocht, ohne

daß man ihm geantwortet hätte.

»Herr Hofrath! — Gnädiger Herr!« sagte er, zuerst leise, dann lauter und ängstlicher.

Nichts regte sich. Josefs Herz fing an, stärker zu pochen.



Es war noch ziemlich finster im Zimmer, denn nur ein halber Spalettladen war ein wenig aufgestoßen; durch diese Lücke hatte der Mond geschaut, hatte das Bett des Hofrathes und den darin Schlafenden beleuchtet.

Jetzt war ein nebeliger Wintermorgen. Josef stieß die Holzladen auf, dann that er einen Blick nach der

Tiefe des Zimmers. Es war ein zögernder, scheuer, angstvoller Blick. Josef blieb dabei dicht am Fenster stehen. Er ahnte, daß er Gräßliches sehen würde, und er wollte es von dorthier sehen, wo er der Außenwelt am nächsten war. Sein zögernder, scheuer, angstvoller Blick verwandelte sich bald in einen Blick der höchsten Verwunderung. Er hatte einen Todten zu finden erwartet, er hatte an einen Schlaganfall, an einen Mord gedacht, er sah von all' dem nichts. Er sah aber auch seinen Herrn nicht.

Das Bett, das Zimmer, sie waren leer.

Jetzt trat Josef, schier starr vor Erstaunen an das Bett heran. Hatte er sich denn heute Nacht geirrt? Nein! Er hatte sich nicht geirrt. In diesem Bette da hatte sein Herr gelegen. Noch war im Kopfkissen der Eindruck seines Hauptes, deutlich waren die leichten Falten im Leintuche zu sehen, und die Decke war unordentlich zurückgeschlagen und halb nach vorne über den Bettrand gesunken.

Josef stand lange mit ineinander gepreßten Händen vor dem zerwühlten Lager.

Wohin war sein Herr zu so früher Stunde gegangen? Und so heimlich! Ohne ihn zum Dienst zu rufen, ohne ihm Aufträge zu geben!

Daß der Hofrath fortgegangen war, daran war nicht

zu zweifeln, denn es fehlten auch sein Hut, sein Ueberrock, sein Schirm.

Davon überzeugte sich Josef sofort.

Er that noch einen Blick in Reutemanns Arbeitszimmer. Es war vom Schlafzimmer her zu erreichen. Auch dieses Gelaß war leer. In einem anderen Raume des Hauses hatte sich der alte Herr niemals aufgehalten. Josef konnte sich ihn also nur außerhalb des Hauses denken.

Er eilte über die Treppe hinab. Da fand er denn auch, daß Reutemann das Haus verlassen haben mußte. Das Thor war aufgesperrt. Der Herr war hinausgegangen und hatte es, auch ganz gegen seine sonstige Gewohnheit und Vorsicht, nur zugeklinkt. Rathlos stand nun Josef vor dem Thore.

Unwillkürlich schaute er auf den Schnee nieder. Aber da waren heute schon gar manche Leute gegangen. Nach rechts und nach links führten die Spuren kleiner und großer Füße.

Dennoch schaute Josef genau und aufmerksam auf den Boden. Sein Herr hatte ja ganz andere Absätze an seinen Schuhen, als sie die Leute hier in dem alten Landstädtchen trugen; der Hofrath hatte seinen Schuhmacher in der Provinzhauptstadt, und der gab ihm sogenannte amerikanische Absätze an die Schuhe.

Es waren kreisrunde, drehbare Absätze, gut gegen das Uebertreten. Keiner als der Hofrath benützte hier diese kleine, praktische Neuerung. Deshalb suchte Josef so eifrig nach dem Abdruck der kreisrunden Absätze, sie hätten ihm wenigstens die Richtung angegeben, in welcher sich sein Herr vom Hause entfernt hatte.

Beunruhigt ging der Diener wieder in das Haus. Endlich mußte ja sein Herr doch zurückkommen. Josef fand aber bei keiner Arbeit Ruhe, wie sehr er sich auch darein vertiefte, wie ganz besonders genau er auch heute Alles besorgte.

Endlich, es war darüber fast Mittag geworden, waren sämtliche Zimmer aufgeräumt, und es trat jene Pause ein, welche Josef sonst immer dazu benützte, um sich sein Essen und für den Hofrath den Speisezettel aus der »Krone« zu holen.

Lange wagte er sich nicht aus dem Hause. Er hatte ja den Thorschlüssel, welchen sein Herr stets mitzunehmen pflegte, auf dessen Nachtkästchen gefunden. Der Hofrath konnte also nicht ins Haus, wenn *er* es verließ.

Endlich fand Josef einen Ausweg.

Er übergab des Hofraths Hausschlüssel dem Kaufmanne von nebenan, der versprach, schon darauf zu achten, falls der Herr nach Hause käme.

Nun ging Josef zur »Krone.« Dort erfuhr er, daß der Herr Hofrath Nachts etwas nach 12 Uhr fortgegangen sei. Auch habe er sich noch eine Flasche Rothwein mitgenommen. Er war ganz wohl und heiter gewesen und habe für heute seinen Lieblingsbraten bestellt, der denn auch schon im Rohre brate. Das also erfuhr Josef von der Kronenwirthin, die höchst eigenhändig dem Diener ihres alten Stammgastes die gewohnten, guten Bissen herrichtete.

Daraufhin erfuhr sie von dem Bekümmerten das sonderbare Vorkommniß des Morgens.

Auch die Frau schüttelte den Kopf.

»Warten S' Josef. Da hole ich den Herrn Gerichtsadjuncten. Mit dem hat der Herr Hofrath gestern so viel besprochen, vielleicht weiß er, was Ihr'n gnädig'n Herrn zu dem eiligen Fortgeh'n veranlaßt hat.« Im nächsten Augenblick war die lebhafteste Frau verschwunden, und wieder einige Augenblicke und sie kam in Begleitung eines älteren Herrn zurück.

Es war ein ebenso pedant aussehender, peinlich sauber gekleideter Herr, als es der Hofrath war.

Es war sein langjähriger Freund, der Gerichtsadjunct Heinberger.

Auch er wußte nichts von des Hofrathes seltsamem Vorhaben. Er zeigte sich ängstlich und herzlich

besorgt.

Er ließ seinen Frühschoppen stehen und ging mit Josef.

Ob dieser denn gar keine Andeutung gehört habe, die Reutemann vielleicht schon vor Tagen fallen gelassen und die nun Beruhigung bieten könne? Ob der Hofrath keinerlei Geschäfte auswärts der Stadt habe? Ob — als er das fragte, wurde der Gerichtsadjunct noch unruhiger, als er es schon früher gewesen — ob der alte Herr nicht etwa in jüngerer Zeit wieder an den Gehirncongestionen, die ihn vor Jahren so gequält, gelitten habe?

Josef verneinte alle diese Fragen, indessen Heinberger sorgfältig den papierbedeckten Schreibtisch des Hofrathes untersuchte.

Nein, da war kein Zettelchen, kein Brief, welcher Aufklärung gebracht hätte. Der *eine* Gedanke, jener den des Hofrathes Freund zuletzt erfaßte, der wollte sich nicht mehr vertreiben lassen.

»Wir müssen an Alles denken,« sagte er schwer besorgt zu Josef. »Daß Absonderliches vorliegt, ist sicher. Ihr Herr war zu genau in seinem Thun und Lassen, als daß sein Verschwinden nicht mit ganz besonderen Umständen in Verbindung sein müßte. Sagen Sie Niemandem, woran ich jetzt denke. Wir

leben hier in einer kleinen Stadt, welche voll Klatsch und Böswilligkeit ist, und mein Denken, wie rein es auch ist, es würde den braven Herrn in den Augen der Unverständigen schon beschmutzen.«

»Du mein Gott! Sie glauben doch nicht . . . !«
jammerte Josef.

Er hatte den Adjuncten ganz gut verstanden. Er dachte nun, wie dieser, an Selbstmord.

»Ich glaube gar nichts,« beeilte sich Heinberger zu sagen, »aber ich halte es für geboten, daß wir in aller Stille das Haus durchsuchen. Es ist immerhin möglich, daß mein armer Freund Hand an sich gelegt hat.«

»Aber sein Winterrock, sein Hut, Alles ist fort.«

»Sie meinen, er müsse also ausgegangen sein! Lieber Josef, Sie hören doch, daß ich einen Selbstmord nur unter der Voraussetzung einer augenblicklichen Geistesstörung annehme — und solch eine kann Ihren Herrn ja zu verschiedenen Absonderlichkeiten veranlaßt haben.«

Josef seufzte und folgte zagend dem Adjuncten, welcher nun, ihm vorangehend, jedes Zimmer, jeden Raum und Winkel des Hauses besichtigte.

Bis zum Keller stiegen sie hinab und gingen durch die Bodenräume, suchten das Gärtchen ab und öffneten sogar die große Spinde, um schließlich das

Eine zu wissen: daß Hofrath Reutemann kein Selbstmörder war, wenigstens in seinem eigenen Hause nicht zu einem solchen geworden war.

Der gewissenhafte, pedantische Gerichtsbeamte hatte nun hier Alles gethan, was zu thun war, er hatte gar nichts Auffallendes entdeckt, er kam bald wieder aus den Gedanken, daß vermuthlich das einzig Auffallende bei dieser Sache das heimliche Fortgehen Reutemanns sein werde und gab sich der Hoffnung hin, daß sein Freund bald wieder zurückkehren und das alte, gleichmäßige, schier nach dem Ticken der Uhr verlaufende Leben beginnen werde.

Wenn man so recht über die Sache nachdachte, entschwand von selbst alles Bedenkliche, so trösteten sich der Adjunct und Josef.

Reutemann hatte in froher Stimmung und bei größtem Wohlbefinden die »Krone« verlassen, war glücklich heimgekommen, hatte sich zu Bette begeben und war zeitlich am Morgen aus irgend welchen Gründen, ohne seinen Diener davon zu verständigen, fortgegangen.

Wohin? Nun, morgen oder irgendwann wird er das selbst am Stammtische der Junggesellen in der »Krone« erklären. All' dieses sagte Heinberger zum Troste Josefs und suchte selbst daran zu glauben, was

ihm allerdings nicht völlig gelingen wollte.

»Wenn er kommt, so melden Sie mir's gleich,« mit diesen Worten ging er, und Josef verriegelte fester als sonst die Thüre und ging rasch, schier ängstlich nach seinem freundlichen Stübchen.

Es kam ihm heute zum erstenmale nicht freundlich vor, und das Haus, das stille Haus dünkte ihm recht unangenehm und unheimlich.

Der Tag, die Nacht, sie vergingen ungestört. Am 2. Jänner pochte es in den ersten Vormittagsstunden an das Thor. Josef rannte hinunter. Aber, es war nicht sein Herr, es war der Gerichtsadjunct.

»Nichts?«

»Nichts!«

Die beiden Männer sahen einander voll Sorge an, dann sagte Heinberger:

»Ich habe mich gestern am Bahnhofe erkundigt. Es reisten aber ziemlich viele Leute ab, der diensthabende Beamte kennt überdies, er ist ja erst seit einigen Wochen hier, Reutemann nicht. Es war also nicht zu erfahren, ob dieser sich mit der Bahn von hier entfernt habe.

Da habe ich denn an seine Cousine nach der Residenz geschrieben. Sie ist ja seine einzige Verwandte. Vielleicht hat er sie besucht.

Heute Abend oder morgen Früh werde ich wohl Antwort haben.«

»Und wenn er nicht dort ist?« fragte Josef niedergeschlagen.

»Dann müssen wir die ausgiebigste Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen. Gemeldet habe ich ja bereits das Fortgehen und das Nichtwiederkommen Reutemanns und es wird bereits jetzt schon in aller Stille nach des Hofrathes Verbleib geforscht. Bis jetzt wollen wir nicht viel Lärm machen. Es müßte ihm ja furchtbar peinlich sein, wenn er zurückkommt.«

»*Wenn* er zurückkommt!« seufzte Josef.

Auch Heinberger seufzte, nickte dem Bekümmerten zu und wollte gehen, da hielt dieser ihn zurück.

»Herr Gerichtsadjunct, ich fürchte mich in dem stillen Hause. Ich hab's niederzwingen wollen, aber es half nichts. Bitte, nehmen Sie die Schlüssel, ich will zu meinem Kriegskameraden, dem Gärtner Köhler, gehen. Es findet ihn jedes Kind; dorthin schicken Sie, wenn Sie mich brauchen. Bitte, warten Sie nur noch einen Augenblick, ich hole mir nur meinen Mantel.«

Noch während er redete, war er in das Haus zurückgetreten und auf der Stiege verschwunden, es blieb also dem Gerichtsadjuncten nichts übrig, als ihn zu erwarten.

Natürlich wußte es schon die ganze Nachbarschaft, daß der Hofrath auf so seltsame Art weggegangen und nicht wieder gekommen sei. Man beobachtete daher sein Haus stets verstohlen. Kaum hatte sich der Gerichtsadjunct davor gezeigt, als sich auch schon da und dort ein Fenster aufthat, und einzelne Personen unter den Thoreingängen erschienen. Zwei Weiber, nicht eben wohlwollend aussehend, kamen sogar ganz nahe herzu, um zu hören, was denn an dem unheimlichen Hause verhandelt werde, und die beiden Männer sahen darin keine Ursache, ihr Gespräch abubrechen. Nur war es dem etwas menschenscheuen Heinberger unangenehm, daß er nun allein den Blicken der Gassenden ausgesetzt war. Das hatte indessen bald ein Ende. Josef trat, kaum eine Minute, nachdem er in's Haus gegangen war, wieder auf die Straße.

Er hatte seine Pelzmütze auf dem Kopf und war in seinen Mantel gehüllt.

Er sperrte sorgfältig das Haus ab und übergab dem Freunde seines Herrn den Schlüssel.

Da sagte Heinberger fast zornig zu ihm. »Ich verstehe nicht, wie Sie sich fürchten können.« Josef schauderte bei diesen Worten. Vielleicht weil er alle grausigen Gedanken, die er seit 24 Stunden hegte, rasch noch einmal recapitulirte, vielleicht auch nur,

weil er eben aus der Wärme in die Kälte hinaustrat. Die beiden unfreundlich aussehenden Weiber deuteten sich jedoch dieses Schaudern auf ihre Art.

»Hören Sie, Frau Wehrler, ich ginge nicht fort aus dem Hause, ehe alles klar und erwiesen ist,« sagte die Eine recht absichtlich laut, und die Andere fiel gleichsam wie auf ein Stichwort ein: »Nun, ich begreife schon, daß der Herr Josef geht. Wer weiß, was alles in diesem Hause vorgekommen ist und — was ihn hinaus treibt.«

Josef wurde bei diesen verdächtigenden Reden bleich wie ein Sterbender. Er erhob die Arme, es war, als wolle er sich auf die beiden Weiber stürzen, da hielt ihn der Gerichtsadjunct zurück.

»Hören Sie doch nicht auf solch' gemeinen, böswilligen Klatsch,« sagte er laut. »Sie sehen ja, wie vorsichtig sich diese beiden ehrbaren Frauen fassen. Es ist ihnen um Scandal zu thun, aber sie möchten nicht für ihre Reden einstehen müssen — deshalb diese halbe, lächerliche Anklage, an die Keiner glaubt.«



»Keiner?« höhnte eine der Furien, »die ganze Stadt spricht schon davon.«

Heinberger hatte Mühe, Josef, den er schon einige Schritte weiter gezogen hatte, zurückzuhalten. Der arme Mensch zitterte an allen Gliedern vor Grimm und — wohl auch vor Weh und Angst.

»Lassen Sie mich. Ich kann's nicht auf mir sitzen lassen.«

»Jetzt gehen Sie. Sie können doch die beiden Furien nicht zur Rechenschaft ziehen — lassen Sie das abzumachen mir über. Sie kennen die Zwei?«

»Ja — aber, Herr Gerichtsadjunct, Sie hören es ja, die ganze Stadt sagt's. Alle halten mich für einen Mörder.«

»Nun, seien Sie nur ruhig, Josef. Einstweilen gibt es noch gar keinen Ermordeten, es gibt also für die ruhig Denkenden auch noch keinen Mörder. An den Klatschlustigen, die Hirngespinnste brauen, kann Ihnen ja doch nicht viel gelegen sein.«

Josef stöhnte voll Ingrimm auf und ging dann zögernd mit dem Adjuncten weiter.

Bis an die Grenze des Städtchens begleitete Heinberger den Diener, dann bot er ihm tröstend die Hand und kehrte zurück, indessen Josef mit müden Schritten über die Felder wandelte. Er kam zu dem Hohlweg, er durchschritt ihn mit finster grübelndem Sinn, mit angstvollem Herzen: Er kam zur Kapelle. Er blieb davor stehen, nahm andächtig die Mütze vom Haupte und wollte beten. Aber Josef kam nicht zum Beten, falls nicht angstdurchwühlte Gedanken ein Gebet sind. Sein Fuß war an eine Wurzel gestoßen, an dieselbe Wurzel, über welche er damals im halben Rausche gefallen war. In der unglückseligen

Sylvesternacht war er zu Schaden gekommen. Wir wissen es, daß er einen Ducaten verloren hatte. Das war beim Niederfallen geschehen. Da war seine Börse aus der Tasche gefallen, hatte sich geöffnet und entleert, und über dem Suchen nach dem Gelde hatte er sich lang, all zu lange aufgehalten. Damals war ihm beim Schlagen der Kirchenuhr der Schreck in die Glieder gefahren, der Schrecken, der ihn auch jetzt noch nicht verlassen wollte und der sich eben in's Unendliche steigerte, denn ein Gedanke fuhr blitzschnell durch sein Hirn.

Es fällt ihm plötzlich ein, daß er in der Sylvesternacht, so recht auffallend, Schlag Eins bei Köhlers weggerannt war und zwei Uhr hatte es geschlagen, als er daheim angekommen und er war ein oder zwei Menschen im Städtchen begegnet, die ihn vielleicht erkannt hatten und Köhlers Haus lag nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und — und schließlich — nun schließlich war am darauffolgenden Morgen, oder wohl auch noch in der Sylvesternacht, der Hofrath so räthselhaft aus seinem Hause verschwunden.

So denkt Josef und sein Leib fiebert dabei.

30 Minuten etwa, ja 30 Minuten war er zu lang auf dem Wege gewesen, 30 Minuten wird er nicht

nachweisen können, wenn sie ihn, den von der ganzen Stadt Verdächtigten, allenfalls fragen werden, was er von 1 Uhr bis 2 Uhr gethan. Da und dort hat er's gelesen, wie viel von einem Alibi abhängen könne. Von 2 bis 7 Uhr, das war bekannt, hielt sich der Gewölbewächter Berner am Marktplatze auf und patrouillirte da unverdrossen unter den Lauben auf und nieder. Berner schlief niemals, Berner sah Alles, Berner mußte also auch bezeugen können, daß, während seiner Wache, im Hause des Hofrathes nichts Ungewöhnliches vorgegangen, daß hinter dessen Mauern unmöglich ein Verbrechen verübt worden sein konnte, da man dessen Spuren ja nicht mehr hätte verwischen können. Um 7 Uhr hatte Josef Milch und Gebäck geholt, da war's auf den Straßen schon lebendig, auch da war es unmöglich, einen Gemordeten zur Seite zu schaffen.

So blieb denn nur die Zeit zwischen des Hofrathes und Josefs Heimkehr zur Ausübung eines Verbrechens und von dieser Zeit vermochte Josef 30 Minuten nicht auszuweisen. Das bedachte er jetzt selbstquälerisch und voll bitterer Angst.

Und zuletzt schickte er einen trotzigem Blick empor; nicht den Himmel traf er, nur einen dicken Kastanienast, der so recht einladend winkte, der zu sagen schien: »Wenn Alles fehl schlägt, ich bin noch

immer da.«

»Ja, hier, hier, wo meine Unruhe angefangen hat, soll sie auch enden. Einbringen lasse ich mich nicht, lieber sogleich sterben!« antwortete der Unglückliche dem still winkenden Aste, dann ging er rasch nach dem Hause seines Freundes Köhler.

»Du kommst?« sagte dieser ein wenig verwundert.
»Ist dein Herr schon zurück?«

Ganz harmlos war die Frage; Josef schien sie lauernd. Der Trotz bäumte sich in ihm auf.

»Nein,« antwortete er kurz, »ich habe Angst gehabt daheim und will, bis sich Alles entschieden hat, bei dir bleiben. Vorher aber muß ich freilich fragen: Nimmst du Einen bei Dir auf, den man für einen Mörder hält?«

»Einen Mörder!« Köhler lachte rauh. »Ei, komm immerhin herein. Bei mir wirst du Ruhe und Vertrauen finden. Ein Mann, der wie du während des Feldzuges so oft gehungert hat, um seine kranken Kameraden satt zu sehen, der mordet seinen guten Herrn nicht um eines bischen Geldes willen.« Josef ließ seine Reisetasche fallen und sank in die Arme des Freundes, die sich ihm liebevoll entgegenstreckten.

Liebevoll und wohl auch voll Sorgen, denn Köhler sah das Fieber in Josefs Augen glühen.

Einige Stunden später lag der geängstigte,

kränkliche Mann im heftigen Fieber in einer Hinterstube des Gärtnerhauses.

Am anderen Tage wußte es das ganze Städtchen, daß der Doctor für das Leben seines neuesten Patienten sehr besorgt war.

»Also könnte er nicht einmal vorgeladen werden, wenn man ihn brauchte?« bemerkte Einer vom Junggesellenstammtisch in der »Krone.« Es war einer der Herren vom Gericht.

»Nein, *den* laßt Ihr mir in Ruhe. Der ist ein gebrochener Mann. Der Klatsch hat ihn niedergeworfen. Er steckt ohnehin in keiner guten Haut, jetzt nur noch ein bisschen Gerichtsverfahren zu all der Aufregung, und ich stehe für nichts.«

Man lächelte über den Eifer des Doctors.

Heinberger aber drückte ihm die Hand.

Am nächsten Vormittage verfügte sich eine Gerichtscommission in das Haus des Verschollenen. Sie entdeckte nichts. Der Schreibtisch des Hofrathes sowie alle Kästen außer jenen, die seine Garderobe enthielten, waren verschlossen.

Wo die Schlüssel dazu seien, wußte man nicht.

Etwas machte die Herren aber doch stutzen. In Josefs Koffer fanden sich zwei neue Randdukaten der jüngsten Prägung.

Arme Hausdiener pflegen selten Goldstücke zu besitzen.

»Vielleicht ein Geschenk, ein Neujahrgeschenk seines Herrn?« meinte der Polizeicommissär.

»Der Hofrath war ja am Neujahrstage nicht mehr da,« entgegnete man ihm.

»Vielleicht hat er sie ihm früher gegeben,« meinte Heinberger. »Auf dem Schreibtische liegt das, wie ich weiß, sehr genau geführte Ausgabenbuch Reutemanns, da wird man sie verzeichnet finden.«

Man ging in das Arbeitszimmer zurück. In dem besagten Buche fand sich bis zum Sylvestertage jede Ausgabe verzeichnet, auch Neujahrgelder, die der Hofrath verschiedenen Leuten gegeben. Die Dukaten waren nicht erwähnt.

»Und der Tagelöhner Heimer sah Josef um 2 Uhr Nachts hastig ins Haus treten, und doch ist jener um 1 Uhr schon von Köhler fortgegangen — er erwähnte es selbst gegenüber dem Bäcker,« sagte wichtig ein junger Beamter. Man zuckte die Achseln. Heinberger begann jetzt erst für den armen Kranken zu fürchten.

Am Abend desselben Tages saß neben Heinberger am Junggesellenstammtisch der »Krone« ein dicker, kleiner Herr. Er war erst vor einer Stunde aus der Residenz angekommen. Heinberger hatte ihn als

seinen Freund Müller vorgestellt.

»Müller« das sagt freilich gar nichts. Aber der Herr sah klug und freundlich aus und so behandelte man ihn voll Artigkeit. Vielleicht hoffte man auch allerlei Residenzneuigkeiten durch ihn zu erfahren. Aber darin irrte man. Herr Müller schien lieber zuzuhören, als zu sprechen. Nun, man hatte ja eben jetzt genug Gesprächsstoff. »Reutemann« hieß das Thema, es schien auch Herrn Müller zu interessiren, er bewies es durch einige Fragen.

Uebrigens zog er sich bald zurück.

Heinberger ging mit ihm. Er wolle ihm das Städtchen bei Mondlicht zeigen, sagte er, das geschah denn auch. Auch den Marktplatz zeigte er ihm. Er war so hübsch, der alte Marktplatz mit seinen steinernen Lauben auf der einen Seite, mit seinem plätschernden Brunnen und den altehrwürdigen Giebelhäusern. Und zurück gingen sie durch die Gartengasse, das war ein Gäßchen, welches beiderseits von hohen Gartenmauern flankirt war.

Es führte am kürzesten vom Marktplatze nach der »Krone«, aber es wurde zur Winterszeit ob seiner öden Lage nur von Wenigen benützt.

»Das war also des Verschollenen gewöhnlicher Weg, wenn er zur »Krone« oder von dort heimging ?«

fragte der kleine, fremde Herr.

Man sieht, er interessirte sich auch ein wenig für den Fall, welcher derzeit das ganze Städtchen beschäftigte.

Am nächsten Morgen ging Herr Müller allein durch die Gartengasse, über den Marktplatz und schließlich zum Städtchen hinaus.

»Aha — dort ist die Kapelle,« sagte er, als er auf freiem Felde stand.

Und dann ging er zur Kapelle. »Drei italienische Pappeln! Es stimmt,« sagte er, als er oben angekommen war und die Gegend mit suchenden Augen überblickt hatte.

Nach einer Viertelstunde gemüthlicher Wanderung trat er in das Haus Köhlers.

Es war das Haus, davor drei italienische Pappeln die himmelragenden Zweige leise im Winde schüttelten.

Die Familie Köhler saß eben beim Frühstücke, als die Magd den Fremden in die Stube geleitete.

Frau Köhler und ihre hübsche Tochter wurden sichtlich ängstlich, als der Eintretende nach Josef Braun fragte. Er sah sie erbleichen. Ach! Frauen erschrecken so leicht. Auch Herr Müller wußte das. Er legte ihrem Verhalten kein Gewicht bei, that dies umsoweniger, als der Hausherr sich mit großer Ruhe

erhob und sagte: »Mein Freund ist schwach und fiebert, Aufregung muß ich ihm fernhalten. So sagte der Doctor.«

»Der sehr recht hat,« fiel hier der Fremde ein. »Ich aber komme in freundlicher Absicht, Sie können es aus diesem Brief erkennen.«

Bei diesen Worten gab er Köhler ein versiegeltes Schreiben. Dieser erbrach es, während Julianne, seine Tochter, auf einen mütterlichen Wink hin, dem Fremden einen Sessel bot.

Er nahm ihn freundlich lächelnd an.

»Josef soll jede Frage des Ueberbringers dieses Briefes vertrauensvoll und offen beantworten. Wenn Einer Licht in die bewußte Sache bringen kann, so ist es Herr Reiner, der bestbekannte Detectiv des Polzeibureaus unserer Landeshauptstadt, d. h. eben der Herr, welcher Ihnen, Herr Köhler, diesen Brief überbringt. Sie, die lieben Ihnen und Josef herzlich grüßend

Ihr Heinberger.«

»Kommen Sie, Herr,« sagte Köhler. Im nächsten Augenblick standen sie an Josefs Lager.

Der arme Mensch war kaum mehr zu erkennen, so übel hatten ihm der Kummer um seinen Herrn und die

Angst um sich selbst mitgespielt.

Reiner, der berühmte Detectiv, hatte ihn freilich vorher noch niemals gesehen; aber er konnte sich recht gut vorstellen, daß des Mannes Wangen nicht immer so fahl, seine Augen nicht immer so fiebrig und eingefallen sein mochten.

Er überflog mit scharfem Blick das jammervolle Gesicht, dann dachte er: »Nicht wie ein Schuldiger sieht er aus, nur wie ein Unglücklicher.«

Darnach bot er dem ängstlich, dem erstaunt Aufschauenden die Hand. »Werden Sie Vertrauen zu mir haben ?« fragte er.

»Heinberger schickt dir diesen Herrn, hier, lies diesen Brief« setzte Köhler, der den schüchternen und jetzt so mißtrauischen Charakter seines Freundes kannte, hinzu.

Nachdem Josef die wenigen Zeilen gelesen hatte, streckte er seinem Besuch die Hand entgegen.

»Helfen Sie mir!« bat er wie ein Kind.

Ach ja, auch ein Mann mag sich wohl wie ein Kind hilflos fühlen, wenn eine ganze Stadt zu seinem heimlichen und doch so sehr öffentlichen Ankläger wird.

Nun saß der Detectiv an Josefs Bett.

Er befragte ihn nach dem ganzen Leben seines

Herrn, nach seiner Eigenart, nach seinen Gewohnheiten

Getreulich gab Josef über Alles Auskunft.

»Wer alles in des Hofraths Haus gekommen sei?«

»So gut wie Niemand.«

»Wen der Hofrath zu besuchen pflegte?«

Auch das war bald aufgezählt.

»Mit wem Josef selbst intim verkehrt habe?«

»Mit Köhlers, sonst — mit Niemandem, oder — ja, doch, mit einem jungen Menschen, der früher bei Köhler bedienstet gewesen, von diesem aber entlassen worden sei, weil er eine allzu leidenschaftliche Neigung zu Juliannen gezeigt habe. Mit diesem war's gut plaudern. Es war ein kluger, findiger Bursche gewesen und dabei gefällig, weshalb ihm denn auch Jeder gut sein mußte.«

»Und doch hatte man ihn aus den Dienst geschickt?«

»Er gefiel mir nicht,« mischte sich jetzt Köhler ins Gespräch, »er schien mir zu leidenschaftlich, ich gebe solch einem Menschen mein Kind nicht.«



»Haben Sie ihn nur so mir nichts dir nichts weggeschickt; oder ließ er sich etwas zu Schulden kommen?«;

»Nicht das Geringste, wenn eine Liebeserklärung nämlich Nichts ist,« sagte lächelnd der Gärtner, »da hieß ich ihn gehen. Wenn er ein tüchtiger, fertiger Mann geworden sei, der Weib und Kind erhalten könne, möge er wiederkommen. So sagte ich ihm. Da ging er zornig, und wir haben ihn seit jener Zeit nicht mehr gesehen.«

»Der Mann hieß?«

»Christian Jamnitz,« antwortete Köhler einigermaßen erstaunt darüber, daß der Detectiv sich

diesen Namen notirte.

»Sie denken doch nicht . . .?« meinte er schüchtern.

»Gut nichts denke ich, lieber Freund, nur müssen wir Jeden im Auge behalten, der des Hofrathes oder Josefs Vertrauen genoß.«

Es wurde noch Mancherlei über Christian Jamnitz geredet und auch noch über Anderes, über Reutemann.

»Ob er keinen Verkehr nach auswärts gehabt?«

»Das wohl. Ein Neffe, ein leichtsinniger, verkommener Mensch habe dem Onkel des Oefteren Bettelbriefe geschrieben. Auch sei er im Laufe der Jahre zweimal dagewesen und der Hofrath habe ihn das erstemal beschenkt, das zweitemal nicht vorgelassen. Den Familiennamen des jungen Mannes kenne er nicht, wisse nur, daß jener Felix heiße.«

Und der Detectiv erfuhr weiters von den kleinen Unregelmäßigkeiten, welche Josef am Neujahrmorgen aufgefallen waren; vom ungefüllten Vogelnäpfchen und von den Weinresten im Wasserglase.

Josef hatte das alles nur so nebenbei erwähnt und achtete nicht darauf, wie sehr seinen Gast dies interessirte.

»Sind Sie denn auch fest davon überzeugt daß der Mann, den Sie im Bette gesehen haben, ihr Gebieter

war?«

Diese Frage schlug wie eine Bombe zwischen die beiden Hörer.

»Nicht mein Herr? Nicht mein Herr?« murmelte Josef ganz wirr, dann schrie er: »Ja, wenn er es nicht war, dann war es ja sein Mörder, denn mit des Hofrathes Schlüssel ist der Mann, den ich gesehen habe, in das Haus gekommen; das ist sicher, der Schlüssel lag ja Morgens auf dem Nachtkästchen.«

»So wird es sein,« sagte ruhig der Detectiv. »Reutemann ist vermuthlich gar nicht wieder nach Hause gekommen.«

»Er ist — großer Gott! So meinen Sie wirklich?« stöhnte Josef. Der kleine, dicke Mann nickte, und dabei war sein Gesicht sehr ernst. »Ja, man wird ihm aufgelauret haben, man wird ihn getödtet und beseitigt haben, dann ist man in's Haus gegangen und hat dort — man mußte gut orentirt sein, sich seine Beute geholt.«

Reiner sah ein wenig starr bei diesen Worten in den grauen Wintertag hinaus und merkwürdig eintönig klang seine Rede; es war, als ob der Mann träume, seine Phantasie zeigte ihm ganz deutlich und klar den Hergang der Dinge.

Zwei Momente hatten ihr zum Fluge verholfen. Als

Josef, nur um vollständig zu sein, des ungefüllten Vogelnäpfchens und des Weines im Wasserglase Erwähnung that, war es ihm sofort klar, daß der pedantische alte Herr nicht wieder heimgekehrt sei; denn er hätte sicherlich am Morgen seinen Liebling nicht vergessen und er hätte, eben so sicher, Nachts zum Weintrinken das Weinglas benützt.

»Seine Beute, Herr, so sagen Sie; aber es fehlt nichts, es ist Alles in bester Ordnung,« entgegnete nach schwerem Nachdenken Josef.

»So glauben Sie. Ich denke, wenn hier kein Unglücksfall vorliegt, dann haben wir es mit einem Raubmorde zu thun.«

»Herr Gott!« stöhnte der Kranke.

Der Detectiv mußte lächeln. Für den Todten war es ziemlich gleichgiltig, warum man ihn gemordet hatte. Aber, gab es denn überhaupt einen Todten, einen Gemordeten und daher auch einen Mörder?

Der dicke, kleine Herr nahm es eben einstweilen an!

»Wenn Sie nur kräftig genug wären, um mit mir an Ihren Dienstort zurückkehren zu können,« sagte er.

»Was soll ich dort?« fragte Josef schaudernd.

Seit Reiner die Vermuthung ausgesprochen hatte, daß er vielleicht mit dem Mörder seines Herrn unter einem Dache gewelt habe, kam ihm das verlassene

Haus noch unheimlicher vor.

»O, dort könnten Sie mir sicherlich noch manche Frage beantworten, die ich eben nur dort an Sie stellen könnte,« entgegnete der Detectiv auf seine bange Frage.

Josef richtete sich auf.

»Vielleicht geht es. Vielleicht kann ich aufstehen.« Es ging jedoch nicht, matt sank er wieder in die Kissen zurück.

Er war seit dem Feldzuge, seit seiner Verwundung niemals wieder ganz gesund und kräftig geworden, das zeigte sich ganz besonders jetzt, da zur leiblichen Kränklichkeit noch Kummer und Angst gekommen waren; der Doctor hatte Recht, der Klatsch hatte Josef niedergeworfen. Reiner dachte nicht mehr daran, ihn zum Aufstehen veranlassen zu wollen.

Er stand auf. »Heute noch werde ich mir das Haus ansehen,« sagte er »und wenn ich wieder komme, hoffe ich Sie wohler, als Sie heute sind, zu finden.«

Er ging. Im Städtchen begegnete er dem Polizeicommissär. — Er zog den Hut. Sie waren in einem engen, menschenleeren Gäßchen. Dennoch wurde Reiners Gruß nicht sogleich erwidert. Der Herr Commissär war in tiefe Gedanken verloren.

Erst als Reiner stehen blieb, sah jener auf.

»Ah, Sie sind's! Nun, waren Sie draußen?« sagte er freundlich, Reinern die Hand entgegenstreckend. »Halten Sie dafür, daß die öffentliche Meinung diesmal Recht hat?« setzte er dann leise hinzu.

Der Detectiv schüttelte den Kopf.

»*Der* Mann ist kein Mörder,« sagte er mit Bestimmtheit. »Vermeiden Sie es so lange es angeht, Herr Commissär, ihn zu behelligen. Er würde vielleicht daran zu Grunde gehen.«

»Wie Sie sich nur so viel Herz bewahren konnten!« meinte lächelnd der Beamte. Reiner lächelte auch.

»Wer hat denn gleich so oft, wie wir mit dem Innersten des Menschenherzens zu thun,« sagte er.

»Schlechter Menschenherzen!«

»Verfolgter, in Angst und Leid zitternder.«

»Sie haben Recht, und ich will Ihrem Rathe folgen. Unser guter Doctor hat ja zudem die Hand auf seinen Patienten gelegt, so kann also ich noch ein Weilchen zusehen.«

»Und ich habe also die Bewilligung, das Haus in Augenschein zu nehmen.«

»Die haben Sie, und wenn *Sie* suchen, finden Sie auch. Die Behörde hat uns einen großen Dienst geleistet, da man Sie hierher dirigierte.«

»Man interessirte sich eben für diesen Fall; überdies

war Reutemann ein Intimus meines Chefs, darum willfahrte man Herr Heinbergers Bitte sofort.«

Noch einige Worte fielen, und die Herren trennten sich.

In den ersten Nachmittagsstunden befand sich Reiner im Hause des Vermißten.

Wir finden ihn eben in des Hofraths sehr bescheidenem Garderobezimmer. Einige hohe, alte Kästen enthalten die ein wenig altmodischen, aber peinlich sauber gehaltenen Kleidungsstücke des alten Herrn. Die Kästen sind unversperrt; natürlich, das Haus ist ja stets versperrt, und Josef mußte ja all das, was dieses Zimmerchen enthält, zugänglich sein. An einer offenen Stelle stehen, der Reihe nach, glänzend geputzte Stiefel, unter diesen auf niedrigerem Bord befinden sich Hausschuhe, Pantoffel und Gummischuhe. Sie stehen dicht an einander gereiht. Oben aber, zwischen den Stiefeln ist eine Lücke. Auf dieser Lücke haften nachdenklich die Augen des Detectivs.

Er nimmt ein Paar der Stiefel nach dem anderen in die Hand. Er besieht ihre Sohlen. Die Stiefeln sind alle getragen worden. Natürlich, der Reihe nach getragen. Sie sind keine hiesige Ware. In die schwarzen, rothgeränderten Strupfen ist der Name des

Schuhmachers eingewirkt. Es ist eine Residenzfirma, die dem Herrn Hofrath die hochgewölbten, bequemen Stiefel besorgte, und er trug sie abwechselnd, damit sie immer fein weich und brauchbar bleiben sollten. So wollten es die Vernunft, die Erfahrung und vermuthlich auch die Pedanterie des alten Herrn, und letztere hielt sich vermuthlich auch an eine genaue Reihenfolge.

Und nun fehlte mitten aus der Reihe ein Paar.

Noch eins war an den Stiefeln zu bemerken. Sie hatten alle kreisrunde, drehbare Stöckel. Reiner stellte sie wieder genau so hin, wie er sie gefunden. Einen Stiefel in die Ecke, dann war die Lücke und dann kamen die 5 anderen Stiefeln.

Reiner schüttelte den Kopf, als er langsam aus dem Zimmer ging.

Er war schon im Begriffe, das Haus zu verlassen, da kehrte er noch einmal um.

»Ich werde alt,« sagte er seufzend. Er schüttelte jetzt unmuthig, ungeduldig den Kopf. Ueber seine Wangen war ein helles Roth gehuscht. Er war ob einer unbegreiflichen Vergeßlichkeit erröthet.

Er stieg wieder die Stufen hinan. Er blieb am ersten Stiegenabsatze stehen. Da hatte er früher einen Wandschrank bemerkt und ihn geöffnet. Es standen

Flaschen in den schmalen Fächern. Auch sie waren schön geordnet.

Oben war eine Reihe Mineralwasser-Flaschen, weiter unten reihte sich Weinflasche an Weinflasche.

Alle waren sie leer. Alle hatten sie eine Form und Größe und dieselben Etiquetten. Er achtete sehr genau darauf. Der Hofrath hatte also immer dieselbe Sorte getrunken; den grüngoldig schimmernden, feinduftenden Grinzinger.

Reiner begnügte sich nicht mit dieser Untersuchung. Er ging auch noch einmal nach der Küche und nach Josefs Zimmer. Er fand da keine Weinflaschen und ebenso blieb sein Suchen in der Credenz des Speisezimmers erfolglos. Er stieg auch noch einmal in den Keller hinab. Unter dem Stiegengewölbe befand sich der Weinkeller.

In Sand gestaut lagen da etwa ein Dutzend schlanker Bouteillen, »Grinzinger-Perle« las er auf jeder.

»Ich hab's ja gewußt, er ist nicht wieder heimgekommen,« sagte Reiner laut vor sich hin. — —

Als er auf die Straße hinaustrat, dämmerte es bereits. Dichter Schnee fiel in großen, weichen Flocken lautlos zur Erde nieder.

Mehrere Leute, meist Frauen, standen in der Nähe des Hauses. Als Reiner sie hinter sich hatte, flüsterten

sie eifrig miteinander. Er zündete sich eine Cigarre an. Dabei blieb er stehen. Mehrere Zündhölzer versagten ihm, d. h. er blies sie selber aus und ließ sie dann fallen, dabei horchte er auf das Geplapper der Weiber.

»Ja, sicher hat's der Josef gethan. Mein Mann hat spät Nachts noch Medicin für unseren Jüngsten geholt und da hat er ihn verstört gegen das Haus laufen sehen. Es hat eben 2 Uhr geschlagen. Daheim hat er ihn freilich nicht umgebracht, so dumm ist der Josef nicht.« —

Jetzt brannte Reiners Cigarre. Langsam ging er weiter.

»Nein, daheim hat er ihn freilich nicht umgebracht — der Andere!« — murmelte er, als er in die Gartengasse einbog und langsam, sehr langsam in ihr weiterging.

Er sah dabei aufmerksam auf die hohen Mauern und die niedrigen Pforten, an denen er vorüberkam.

Das Gäßchen krümmte sich. Er kam an eine Stelle, an welcher man von den beiden Mündungen des Gäßchens nichts sah.

Da blieb er stehen. Er hatte eine Mauer vor, eine andere hinter sich, darüber sahen kahle, schneebedeckte Bäume und über all dem war ein grauer Winterhimmel, von dem lautlos der Schnee

niedersank. Es war das Alles recht stimmungsvoll, der Detectiv aber gab sich keinerlei Stimmung hin. Wohl glitten seine Augen langsam über Alles um ihn her Sichtbare, aber es waren das keine träumerischen, es waren klug abwägende, scharf forschende Blicke. Hoch thürmte sich am Fuße der Mauern der Schnee. Er lag auch hoch in den Nischen, welche die Garteneingänge bildeten. Es waren schmucklose Thüren, theilweise mit Spinnengewebe behangen, und in den Fugen und Kanten mit Schnee verziert. Reiner hatte jede Handbreite im Gäßchen mit seinen scharfen Augen sondirt. Es war nichts Auffälliges zu sehen. Jetzt kam er, langsam weitergehend, zu einer Mauerstelle, welche höher als die anderen und von prächtigem Epheu überwuchert war. Auch in dieser Mauer war eine gut erhaltene Thüre. Vor dieser Thüre blieb Reiner stehen. Ein ganz kleiner Ruck ging durch seinen Leib. Es schien, daß er überrascht, sehr überrascht war.

Er schaute noch eine Weile nach der Thüre hin, dann legte er die Hand mit kräftigem Druck auf die Klinke. Sie gab nicht nach. Die Thüre war gut verschlossen. In Reiners Augen wetterleuchtete es. Sie sahen noch immer wie gebannt nach der Thüre, oder vielmehr nach einer dicken Epheuranke, welche in ihr eingeklemmt war, welche zwischen sie und den

Thürstock gerathen war, als Einer herausging, und welche noch ganz frische und saftige Blätter hatte.

»Epheu ist zäh und langlebig, das ist richtig; allzulange aber darf ihm die Lebensader doch nicht unterbunden werden, wenn er nicht zu Grunde gehen soll.« *Das* dachte Reiner und noch etwas dachte er: »Diese Ranke ist vielleicht in der Sylvesternacht hier eingeklemmt worden.«

Schritte ertönten hinter ihm. Ein Arbeiter eilte nach Hause. Er grüßte den fremden Herrn, der langsam an ihm vorüber ging.

»Der vierte Garten in der Reihe,« dachte Reiner, als er am Ende des Gäßchens angelangt war.

In der »Krone« traf er Heinberger, dieser achtete das gedankenvolle Schweigen des Herrn »Müller.«

Endlich brach er dasselbe.

»Der vierte Garten rechts von hier in der Gartengasse, wem gehört er?« fragte er den Gerichtsadjuncten. Sie waren noch allein. Heinberger konnte keine Auskunft geben. Er kannte nur wenige Leute im Städtchen.

Desto besser wußte die Kronenwirthin Bescheid. Heinberger fragte so nebenher und so unbefangen, daß die Frau dabei an nichts weiter dachte, was ihrer Redeseligkeit indessen keinen Eintrag that.



Herr Müller achtete des Gespräches nicht, er aß mit großem Appetit und mischte sich erst in die Rede der Beiden, als die Wirthin sich freundlich erkundigte, ob er das, was ihn hierhergeführt, zu seiner Zufriedenheit zu erledigen hoffe.

Herr Müller hatte sich als Geschäftsreisender eingeführt.

Er bejahte. »Bin am besten Wege, es zu erledigen,« meinte er.

Später befahl Heinberger, eine Flasche »Rothen« zu bringen. Es kam eine dicke Flasche, mit gelber, figurenreicher Etiquette. Der Wein war gut, er war herb und tiefroth.

»Wissen Sie es sicher, daß Reutemann sich Wein von dieser Sorte mitnahm,« fragte Reiner seinen Bekannten. Heinberger bejahte es mit Bestimmtheit

»Ich selbst habe ihm die Flasche in die Seitentasche seines Winterrockes gesteckt,« sagte er.

»Und wird, er nur in solchen Bouteillen verabreicht?«

»Nur in solchen.«

Andere Herren kamen. Das Gespräch wurde allgemein.

Am anderen Morgen ging der Detectiv abermals durch die Gartengasse. Ein lauer Wind wehte. Auf den belebteren Straßen war der schöne, weiße Schnee schon zu einem schmutzigen Brei zertreten worden. In der wenig benützten Gartengasse sickerte helles Wasser über den Boden. Von den Bäumen tropfte es, die nassen Klümpchen fielen platschend nieder, die weißen Säume an den Thüren und an den Mauervorsprüngen waren abgeschmolzen und selbst da, wo sich früher dickes Eis gebildet hatte, leckte die Sonne nicht umsonst an den glitzernden Flächen.

Bis an die Thüre des vierten Gartens rechts war Reiner gekommen, da blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen. Was gewährte er denn? Nach dem noch immer dort hin und her schwankenden Epheu schaute er nicht. Er schaute auf den Boden nieder, auf die steinerne Schwelle der Gartenpforte. Sie lag noch zur Hälfte im Schatten. Der Schnee aber, der war schon weggeschmolzen, nur die harte Eiskruste von früher war noch da. Auf diese glitzernde, weißliche Fläche schaute Reiner, doch traute er seinen Augen nicht; deshalb kniete er auf den nassen Boden hin und beugte sich nieder.

»Also hier hat er den Leichnam versteckt,« sagte der Detectiv und erhob sich langsam; noch eine Weile starrte er auf den röthlichen Flecken, der mit dem Eise aufzuthauen begann. Bläulich roth und durchsichtig war der Fleck und nicht wie Blut sah er aus; es war auch nicht Blut, es war Rothwein.

So denkt, mit einem einzigen Blick darauf, Reiner, der sich jetzt noch einmal bückt. An der Mauer, dicht neben der Pforte liegt ein Schuhabsatz. Es ist der Absatz eines Männerschuhes von der gewöhnlichsten Art. Reiner steckt den Absatz ein, dann geht er eilig weiter. Zwei Ecken passirt er, dann steht er vor einem hübschen, wohlgehaltenen Hause. Es ist ein Mehlladen darin. In der Einfahrt ist eine zweite Thüre. Sie ist

offen. Hinter ihr befindet sich eine holzgedielte Flur. Sie sieht fast wie ein Zimmer aus, so nett, so rein ist sie gehalten. Es stehen einige Gartenmöbel da. An den Wänden sieht man altersschwarze Bilder und ein Brettchen, darauf Schlüssel hängen. Gegen den Hof hin ist die Flur abermals durch eine Glaswand abgeschlossen. Rechts und links führen Treppen ins Stockwerk. Hinter dem Hofe, man sieht es durch die sauberen Scheiben, dehnt sich ein großer Garten aus. All' dies betrachtet Reiner einen Augenblick lang, dann pocht er an die Thüre, welche vom Flur her in den Mehlladen führt.

»Kann ich den Hausherrn sprechen?« fragt er, eintretend und den Hut lüftend, die dicke Frau, welche »Herein !« gerufen hat.

»Mein Mann ist im Hofe draußen. Bitte, suchen Sie ihn dort auf und entschuldigen Sie mich. Ich kann den Laden nicht verlassen.«

Dankend geht Reiner in den Hof hinaus.

Dort findet er einen großen, robust aussehenden Mann und ein kleines, zierliches Mädchen, fast ein Kind noch.

»Sie sind Herr Stiegler? Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken.«

»Womit kann ich dienen?« fragt der Mann artig, er

erinnert sich, den Fremden am Honoratiorentisch in der »Krone« gesehen zu haben.

»Ich möchte gerne —«

» »Aber bitte, kommen Sie doch in die Stube.«

»Nein, danke; ich möchte gerne Ihren Garten besichtigen,« sagt rasch der Detectiv.

Der biedere Mehlmesser ist sehr erstaunt.

»Zu welchem Zweck denn?« fragt er und setzt gleich darnach rasch hinzu: »Natürlich können Sie ihn sehen. Komm, Lotti!«

»Bitte, lassen Sie das Kind hier; schicken Sie es zu Ihrer Frau. Ich habe begründete Ursache, Sie darum zu ersuchen,« setzt Reiner rasch hinzu, da er des Mannes Zögern sieht.

»Geh zur Mutter, Lotti,« sagt dieser nun und wendet sich dann seinem seltsamen Gaste zu, den er ein wenig mißtrauisch betrachtet.

»Wer sind Sie, Herr?« fragt er.

»Das zu erfahren, haben Sie ein Recht,« entgegnet Reiner, »ich bin Detectiv und rechne auf Ihren guten Bürgersinn. Sie werden die Freundlichkeit haben, mich durch Ihren Garten zu führen und bitte, nehmen Sie auch den Schlüssel zu dem Pförtchen mit.«

Der brave Mehlmesser starrt seinen Gast mit verwunderungsvollen Augen an. Von Schrecken ist

nichts an ihm zu sehen. Offenbar denkt der gute Mann ziemlich langsam. Ohne Weiteres ist er bereit, den Schlüssel zu holen. Er geht, ohne zu zögern, zu dem Schlüsselbrette, das an der Flurwand hängt, da bleibt er betroffen stehen. Der geforderte Schlüssel ist nicht da — nicht mehr da, vor wenigen Tagen noch hing er dort an der altgewohnten Stelle, das weiß er sicher; denn nach den Christfeiertagen war Stiegler noch durch seinen Garten und beim Pförtchen hinausgegangen und auf demselben Wege wieder zurückgekehrt. So sagt er ganz bestimmt aus. Er will sein Weib nach dem Schlüssel fragen, das verhindert Reiner. »Lassen Sie es. Auch Ihre Frau wird den Schlüssel nicht finden,« sagt er sehr bestimmt. Der Mehlmesser verfällt immer mehr ins Staunen. Nun gehen sie durch den Garten. Es ist ein großer, von Bäumen dicht bestandener Garten, in dessen Hintergrunde sich Gemüsebeete aneinander reihen. Zwischen diesen Beeten ist eine Cisterne. Ihr niederer, gemauerter Rand ragt jetzt über das kahle Erdreich empor, ist deutlich sichtbar zwischen dem triefenden, laublosen Geäste verschiedener Stauden. An der anderen Seite des Gartens befindet sich ein großer Kehrlichthaufen. Die Cisterne und der Kehrlichthaufen fesseln Reiners Augen, die aber immerhin noch Zeit finden zu sehen, daß sonst der alte, hübsche Garten

keinerlei Versteck bietet und — daß sein Begleiter die denkbar größte Seelenruhe besitzt und sich so ungesucht verwundert zeigt, daß man ihm Seelenruhe und Verwunderung gleich gerne glaubt.

Ein schnurgerader Weg führt mitten durch den Garten nach dem Pförtchen. Die beiden Männer gehen auf diesem Wege. Am Pförtchen angelangt, zeigt der Detectiv auf den Boden.

»Wofür halten Sie das?« fragt er.

Im Schatten der Mauer liegt noch der Schnee und dieser Schnee ist blaßroth, das matte Roth hat einen bläulichen Stich und färbt den Schnee völlig gleichmäßig.

»Das ist rothe Farbe,« sagt unbedenklich Stiegler.

»Sehr dünnflüssige jedenfalls,« meint Reiner.

»Es könnte auch Rothwein sein,« setzt der Andere hinzu.

»Es *ist* Rothwein!« sagt sehr bestimmt der Detectiv.

»Sagen Sie mir, wie kommt da herein Rothwein? Und — wie wußten Sie, daß Sie in meinem Garten so Absonderliches finden würden — denn solches zu suchen, sind Sie doch gekommen ?«

Der biedere Mehlmesser wird ein wenig angeregt, er ahnt vielleicht schon, wenn auch noch ganz dunkel, daß sich aus seinem Grund und Boden Merkwürdiges

abgespielt hat.

»Kommen Sie!« antwortet ihm Reiner, dessen Augen suchend über den Boden geglitten waren und der unter einer Hartriegelstaude abermals eine Stelle röthlichen Schnee's entdeckt hat.

Die Staude ist etwa fünf Schritte vom Pförtchen entfernt — sie befindet sich zwischen diesem und der Cisterne. Nun geht Reiner direct auf diese zu. Noch einmal bleibt er, ehe er sie erreicht hat, stehen. Ein Blumenbeet liegt dicht am Wege. Phlox hat da in satten Farben geblüht. Jetzt stehen seine hohen Stengel traurig und fahl da; aber nicht alle stehen, die äußeren Reihen liegen am Boden. Es ist, als ob irgend etwas darüber hin geschleift worden wäre.

»Sie sind doch nicht schreckhaft?« fragt Reiner seinen Begleiter. Der wird ernst, aber er schüttelt den Kopf.

»Habe Kriege mitgemacht. Da gewöhnt man sich das Erschrecken ab. Herr Gott!« setzt er dann, doch ein wenig erschrocken, hinzu: »In unserer Stadt geht seit Tagen Einer ab — 's ist g'rade, als ob Sie *ihn* suchten!« .

Dem wackeren Manne war endlich ein Licht aufgegangen.

»Ja, so ist's, genau so, und hier haben wir den

Vermißten gefunden.« Der Detectiv zeigte in den Brunnenschacht. Die beiden Männer standen am Rande der Cisterne. Sie sahen hinunter.

Ein bleiches Gesicht schaute aus geringer Tiefe mit lichtlosen Augen zum Himmel hinauf.

Es war gar nicht entstellt. Man sah es, daß der Tode schier unbewußt, mit freundlichen Gedanken, aus dem Leben gegangen war.

Daß es sich so verhalten haben mußte, zeigte der, eine Stunde später aufgenommene, ärztliche Befund. Ein einziger Schlag mit einem stumpfen Instrumente hatte den alten Herrn leblos hingestreckt.

Wie aber hatte sein Mörder die Leiche in dem wohlverschlossenen Garten bergen können?

Und wer war sein Mörder?

Und welche waren die Motive der gräßlichen That?

Rache nicht! Der gütige, alte Herr hatte keine Feinde; war es also ein Raubmord?



Die Leiche war nicht beraubt worden. Nicht einmal die Börse hatte man ihr genommen. Sie und ein leeres Ledersäckchen fanden sich bei dem Todten, und noch etwas fand sich in einer von dessen Rocktaschen. Eine Rothweinflasche aus dem Keller der »Krone,« welche zerbrochen war, und deren Inhalt den Weg bezeichnete, welchen der Mörder mit seinem Opfer genommen. Ein Schlag mußte sie getroffen haben, oder sie war zerbrochen, als der Sterbende niederstürzte.

Der Mehlmesser Stiegler, ein ganz unverdächtiger, allgemein geachteter Mann wurde einvernommen. Er wußte nicht anzugeben, wohin der Schlüssel seiner Gartenthüre gekommen war. Im Garten, ganz besonders in dem Hintergrund desselben, hatte seit dem kritischen Tage weder er, noch irgend einer von seinen Leuten etwas zu thun gehabt.

Darauf hatte der Mörder vermuthlich auch gerechnet. Er mochte meinen, daß man die Leiche erst im Frühjahre finden werde, hatte aber nicht daran gedacht, daß die Cisterne vereist, und die Leiche nur in geringe Tiefe versenkt sei, daß sie somit leicht entdeckt werden konnte.

Den Hausbrauch aber kannte der Mörder, wie hätte er sonst den Schlüssel zu finden gewußt, den Schlüssel, der seit Jahren immer an derselben Stelle aufbewahrt wurde.

Man entließ Stiegler. Aber schon nach einer Stunde meldete er sich wieder beim amtirenden Commissär.

Eine seiner Mägde hatte ihm erzählt, daß sich ein Mann am Abend des 31. December rasch aus dem Hause entfernt habe. Stiegler hatte die Magd mitgebracht. Sie wußte nichts Näheres über jenen Mann zu sagen. Der einzige Miether, der im Hause lebte, war es nicht gewesen, der sei ein älterer, großer,

dicker Herr, der andere aber sei von kleiner Statur und sichtlich noch jung gewesen.

Stiegler fand bei seiner Heimkehr einen Besuch. Dieser Besuch war Reiner. Er erfuhr nach langem Hin- und Widerreden, daß vor zwei Jahren ein gewisser Jamnitz im Garten gearbeitet habe und damals natürlich oftmals im Hause aus und eingegangen sei. Jamnitz sei ein Gehilfe des Gärtners Köhler, der vor der Stadt wohne, gewesen. Das ließ sich der Detectiv auch noch erzählen, dann ging er.

In der »Krone« forderte er seine Rechnung. Auf dem Wege zur Bahn war das Polizeigebäude. Auch dort verabschiedete er sich, meldend, daß es nun in der Provinzhauptstadt für ihn zu thun gebe.

Am Tage vorher hatte er Einsicht in die Meldezettel genommen und hatte sich den Inhalt von zwei derselben genauest notirt.

Ehe er ging, hörte er noch etwas, das ihm recht war, recht insofern, als er für Josef Sympathie fühlte und von vorneherein von dessen Schuldlosigkeit überzeugt war. Der Polizeicommissär sagte ihm, daß in einem Seitenfache der bei dem Ermordeten gefundenen Börse ein Zettelchen gelegen sei, welches eine Bleistiftnotiz trug. »Am 31. Abends an Josef 3 Dukaten als Neujahrsgeschenk,« lautete diese Notiz.

Der Hofrath Reutemann war ein sehr pedantischer Mann. Die verausgabte Summe sofort zu notiren, hatte er freilich vergessen, doch hatte er das Versäumniß vielleicht schon unterwegs, vielleicht auch erst in der »Krone« nachgeholt.

Der Besitz der Goldstücke war nun erklärt; und noch etwas sagten die zwei Bleistiftzeilen: Herr und Diener waren im besten Einvernehmen auseinander gegangen, als freundlich Schenkender der Hofrath, Josef erfreut und dankerfüllt für die reiche Gabe.

In der Flur des Gerichtsgebändes begegnete Reiner Heinberger.

»Sie gehen also zu Braun hinaus,« sagte der Detectiv, als er dem Gerichtsadjuncten, von ihm Abschied nehmend, die Hand reichte.

»Sofort. Ich will ihm sagen, daß Sie dem Richtigen auf der Spur sind; das wird ihn erleichtern, denn ich will ihm auch sagen, daß Sie noch immer gefunden haben, was und wen Sie suchten.«

Der Detectiv verzog keine Miene bei diesem wohlverdienten Compliment, in seinen Augen aber leuchtete es stolz und froh auf. Er wußte, was er werth sei.

Er bekam ein Coupé für sich. Er hatte zwei Stunden Bahnfahrt vor sich und dazu angenehme Einsamkeit.

Er bedurfte ihrer, zu denken gab es genug.

Er griff in die Tasche. Er zog den gefundenen Schuhabsatz heraus. Er betrachtete ihn sehr aufmerksam. Es war ein sehr alter, mürber Absatz. Er war auch vermuthlich von billigem, schlechtem Leder gemacht, echte Schwindel-Fabriks-Waare. Derlei kaufen nur arme Leute, oder Leute, die ihren guten Verdienst lieber in Schnaps und Kartenspiel, als in soliden, netten Kleidern anlegen. Der Detectiv mußte an Jamnitz denken.

Die Liebe zu Juliannen hatte ihn eine Weile auf gute Bahnen gebracht. Er war aber doch ein Lump geblieben, wenn auch ein liebenswürdiger Lump, dem die Leute ihr Vertrauen trotz seiner Fehler nicht entzogen, dem sie es wohl gar noch, seiner freundlichen Manieren wegen, entgegenbrachten und das schändlich auszunutzen er ganz der rechte Mann war.

»Leidenschaftlich« hatte ihn Köhler genannt und hatte dabei für seine Tochter gefürchtet, »frech« nannte ihn der Mehlmesser Stiegler und setzte hinzu, daß er froh war, als der rechthaberische, unbescheidene Mensch mit der Arbeit in seinem Hause fertig war. «

»Alter Domplatz, Hausnummer 7, 3. Stockwerk,

beim Schneider Heblinger,« sagte Reiner leise vor sich hin, während er noch immer den Absatz gedankenvoll betrachtete.

Jetzt erst fiel es ihm auf, daß die Nägel darin ganz eigenartig angeordnet waren. Eine Reihe davon zog sich am Rande hin und in der Mitte des Absatzes waren sie in Dreieckform eingeschlagen.

Der Absatz aber, das sah man, war vom Stiefel abgesprungen, und das war noch nicht lange her, denn noch war das Leder, trotz der Nässe, in der es gelegen, von heller Farbe.

* * *

Als es dämmerte, hielt der Zug in der Provinzhauptstadt. Eine Stunde später ging Reiner über den alten Domplatz und trat in das Haus Nr. 7. Im dritten Stockwerke klopfte er an eine Thür. Ein Schildchen hatte ihm verrathen, daß hier der Schneider Heblinger wohne.

Eine dürftig, aber reinlich gekleidete Frau öffnete ihm.

»Ob Herr Jamnitz zu treffen sei?« fragte Reiner nach freundlichem Gruße. Sie verneinte. Ihr Miether sei verreist. Wie lange er schon abwesend sei? Erst vorgestern Morgens sei er nach der Residenz gefahren,

ein Glücksfall habe ihn dahin gerufen. »Er müsse eine Erbschaft beheben.«

»So, und ob er vorher auch schon verreist gewesen sei?«

»Ja, am 31. December sei er mit dem Frühzuge fortgefahren und am Abend des 1. Jänners wieder heimgekommen. Er habe sich unwohl gefühlt und habe auch darnach ausgesehen, habe auch die Wohnung erst wieder verlassen, als die Zeit zur Abfahrt gekommen war, die er, so sagte er, nicht verschieben könne.«

Reiner wußte genug.

»Lassen Sie mich sein Zimmer sehen,« sagte er so ruhig und ernst, daß die Frau nichts anderes thun konnte, als ihn durch ihre winzige Küche und durch ihr armseliges Zimmer nach einer Kammer zu führen, die sie öffnete. Im Zimmer saß ihr Mann und flickte an irgend einem Kleidungsstück. Er verließ die Arbeit, als der fremde Herr hereintrat und kam verwunderungsvoll mit der Lampe herbei.

»Sind Sie ein Bekannter von Jamnitz?« fragte er.

»Nein, mein Lieber. Ich bin Detectiv und unten stehen zwei Civilpolizisten, die von nun an dieses Haus bewachen werden, bis ihr Miether entweder hierher kommt, oder anderswo festgenommen ist.«

Mit diesen Worten nahm Reiner dem zitternden

Alten die gefährdete Lampe aus der Hand.

»Du mein Gott! Du mein Gott! da kommen wir vielleicht durch ihn noch aufs Gericht,« jammerte die Frau.

»Als Zeugen, schon möglich. Anderes haben Sie, wenn mich nicht Ihre ehrlichen Gesichter täuschen, nicht zu fürchten,« so sagte freundlich lächelnd Reiner.

Und dann begann er, indessen die beiden erschrockenen Leutchen zitternd auf der Schwelle stehen blieben — die Untersuchung des Zimmers. Es war ein kleiner, spärlich möblirter Raum und daher bald übersehen.

Eine Eck-Etagere war mit einem dunkeln Vorhang bedeckt, diesen Vorhang zog Reiner zur Seite. Einige Flaschen und sonstiger Hausrath wurden sichtbar. Im untersten Fache lag ein ziemlich umfangreiches Packet. Eine Zeitung war dessen Hülle. Reiner hatte die Lampe auf den Tisch gestellt. Er legte auch das Packet auf den Tisch.

Kaum fiel das Licht der Lampe darauf, als er einen Laut der Verwunderung ausstieß.

Er las den Titel der Zeitung. Es war ein Blatt, welches in dem Landstädtchen, darin der Mord an Reutemann verübt worden war, herausgegeben wurde.

Es trug das Datum des Sylvestertages.

»Dummkopf!« sagte Reiner verächtlich. Er löste behutsam den Spagat, der ziemlich nachlässig um das Packet geschlungen war.

»Dummkopf!« sagte er noch einmal fast grimmig.

Ein Paar alter Stiefel lag vor ihm.

Er winkte seine beiden Zuschauer zu sich.

»Was fehlt den Stiefeln?«

»An dem Einen fehlt der Absatz,« sagte schüchtern der alte Schneider.

»So, Ihr seht es also deutlich. Gut, und jetzt, Frauchen, bringen Sie mir meine Reisetasche, ich habe sie auf das Bett draußen gelegt.«

Die Frau brachte die Tasche.

»Machen Sie sie auf.«

Sie machte die Tasche auf.

»An der Innenseite ist ein Täschchen.«

»Ich habe es schon gesunden.«

»Nehmen Sie heraus, was darin ist.«

Die Frau that, wie ihr geheißen wurde. Sie hatte den von Reiner gefundenen Stiefelabsatz in der Hand.

»So, Leutchen, jetzt vergleicht die beiden Absätze miteinander.«



»Sie sind völlig gleich,« sagte die Frau.

»Er ist von dem Stiefel dort abgesprungen,« setzte der Mann hinzu.

»Ja, so ist's, und ich habe ihn in der Stadt gefunden, in welcher diese Zeitung gedruckt wird, an einer Stelle, an welcher ein meuchlerischer Raubmord verübt wurde.«

»Herr Gott, mit einem Mörder haben wir zusammengewohnt,« jammerte die Frau, und ihr Mann und der Detectiv hatten Mühe, sie zu beruhigen.

— — —

Nachdem Reiner längere Zeit im Gerichtsgebäude

der Provinzhauptstadt gewesen war, reiste er noch mit dem Nachtzuge nach der Residenz, wo lange vor ihm verschiedene Depeschen angekommen waren. Am nächsten Morgen hatte er Audienz bei seinem höchsten Vorgesetzten, der sich lebhaft für den Fall Reutemann interessirte, da er den pflichtgetreuen Beamten noch im besten Andenken hatte.

Der hohe Herr hörte mit großer Aufmerksamkeit den Bericht Reiner's an.

»Und man weiß noch immer nicht, ob es ein Raubmord war?« fragte er mit einem scharfen Blick auf den Detectiv. Dieser entgegnete:

»Man hielt es dort noch nicht für nöthig, das Eigenthum des Verstorbenen genauer zu untersuchen; ich habe jedoch gestern Abend telegraphisch darum gebeten, da ich den Thäter entdeckt hatte und bei diesem Menschen nur Habsucht das Motiv des Mordes sein kann. Und eben als ich zu Excellenz fuhr, brachte man mir das Gegentelegramm, hier ist es.«

»Raubmord. Aufzeichnungen gefunden — folgende Papiere fehlen. . .« Die Papiere waren genauestens notirt, die Excellenz las und reichte dem Detectiv ein Telegramm, welches Jener eben vor dessen Eintritt erhalten haben mußte; er hatte es, da Reiner auf ihn zuschritt, hinter sich auf seinen Schreibtisch gelegt.

»Kleiner, dunkelhaariger, junger Mann folgende Papiere bei Mayer und Goldmann verkauft. Bis jetzt Verkäufer nicht aufgefunden.« Es folgte abermals die genaue Aufzeichnung der von dem kleinen, dunkelhaarigen, jungen Mann verkauften und mit Beschlag belegten Papiere.

»Das ist schnell gegangen, Excellenz,« sagte erfreut Reiner.

»Weil wir Sie geschickt haben,« lächelte der hohe Herr, der dafür bekannt war, daß er tüchtige Leistungen rückhaltslos anerkannte.

Reiner war huldvoll entlassen, er begab sich sofort zur Bahn.

Wieder hatte er eine einsame Fahrt . Er hatte vergessen, sich mit Lectüre zu versorgen, so nahm er denn die Zeitung hervor, welche er so unerwartet hinten im Stübchen der Schneidersleute gefunden hatte. Er fand auch jetzt etwas ganz unerwartet. Es war eine Bleistiftnotiz, die mit großen, altmodischen Buchstaben geschrieben war. Solche Buchstaben hatte er im Haushaltsbuche des Hofrathes Reutemann gesehen. Eine Buchhaltersstelle war unter den Annoncen ausgeschrieben. Diese Annonce war eingeklammert, am freien Rande stand: »Für Felix.« Felix war der leichtsinnige Neffe des Ermordeten.

Die Zeitung war also sicherlich vom Schreibtische des Hofraths genommen und sie war in dem Zimmer Jamnitzens gefunden worden.

Jeder Zweifel war damit behoben. Reiner hob das Blatt sorgfältig auf. Seine Tasche barg auch die Stiefel des Mörders und den dazu gehörigen Absatz.

Es war der 6. Januar, der Tag der heiligen drei Könige. Es schlug eben 2 Uhr, als Reiner in der kleinen Landstadt ankam. Er ging rasch über das, heute wieder schneebedeckte Feld, welches das Stationsgebäude von der Stadt trennte.

Mit ihm stieg nur noch ein Mann aus. Es war ein kleiner, hübscher, braunlockiger, junger Mann, der nicht ganz so elegant aussah, als er gekleidet war.

Der junge Mann ging querfeldein.

Reiner dachte jedoch viel zu lebhaft an das Leichenbegängniß, zu welchem er eben noch zurecht kommen würde, als daß er dem fremden Menschen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. —

— —

Wie das zuweilen vorkommt, war es auch heute geschehen, man hatte Reutemanns Leichenbegängniß recht feierlich arrangiren wollen und war darüber unpünktlich geworden.

So geschah es, daß auch die Familie Köhler noch

zurecht kam, trotzdem sie in der letzten Minute vor ihrem Aufbruche noch aufgehalten wurde.

Es kam den schon aus dem Hause tretenden Frauen ein Besuch entgegen.

Der junge Mann war es, welcher mit Reiner zugleich den Bahnhof verlassen hatte.

Er sah nicht übermäßig wohl aus, er glich einem Menschen, der schwere Tage hinter sich hat; aber sah er auch nicht so gesund aus als damals, da er gegangen war, so deutete doch sein feiner Anzug darauf hin, daß es ihm jetzt gut, sehr gut gehe.

Das sahen die beiden Frauen auf den ersten Blick, freundlich traten sie ins Haus zurück. Er war ihnen immer ein lieber Hausgenosse gewesen. Sie konnten ihn unmöglich draußen stehen lassen. So traten denn die Drei wieder in die Wohnstube ein, in deren Hintergrunde sich eben die Kammerthüre öffnete.

Köhler erschien mit Josef, dem er den Arm gereicht hatte, auf deren Schwelle.

Josef hatte es sich nicht nehmen lassen, seinem Herrn die letzte Ehre zu erweisen.

Vor dem Thore draußen stand ein großer Landauer. Er sollte die Familie sammt ihrem Gaste zur Kirche, zum Gottesacker bringen.

Josef hatte sich schon ein wenig erholt. Die

Nachricht, daß sein Herr wirklich das Opfer eines Verbrechens geworden sei, hatte ihn zwar tiefschmerzlich berührt — aber sie hatte ihn nicht überrascht. Man konnte ja nach des Hofrathes so langer, unerklärter Abwesenheit auf Derartiges gefaßt sein. Josef hatte aber außer dieser Nachricht noch eine andere durch Heinberger erhalten, die, daß der berühmte, schier unfehlbare Reiner nicht nur die Leiche, sondern auch die Spur des Thäters entdeckt habe.

Josef athmete damals erleichtert auf, und sein Zustand fing an sich zu bessern, seit die furchtbare Last, die auf seiner Seele gelegen, von ihr genommen war.

Daher finden wir ihn jetzt wohl genug, eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen.

Die Ueberraschung der beiden Männer beim Anblick des so unerwartet Eingetretenen war nicht zu verkennen.

Sie gedachten eben Beide der Fragen und der Notizen des Detectivs und noch an Eines dachten sie, daran, daß der ehrenwerthe, aber in seiner Sympathie mit Josef etwas plaudersüchtig gewordene Heinberger ihnen Beiden anvertraut hatte, wie man in dem Dieb des Gartenschlüssels den einstens in Stiegler's Hause

verkehrenden Jamnitz und in diesem somit auch den Mörder Reutemanns vermuthete.

Dieser Jamnitz nun stand vor ihnen. Sie warfen sich einen raschen Blick zu. Christian Jamnitz sah das nicht, denn er war sehr verlegen und — die beiden Männer standen im Schatten des Thürstockes. In seiner Verlegenheit trat er rasch auf Köhler zu.

»Meister,« begann er zögernd, »Meister, Sie haben mich vor einem Jahre fortgeschickt, als ich um Fräulein Julianne warb. Ich sollte als gemachter Mann wiederkommen, sagten Sie, als Einer, der Weib und Kind ernähren kann Nun — ich kann das jetzt, ich bin ein gemachter Mann, ich habe mehr als Sie; jetzt haben Sie keinen Grund mehr, mich fortzuschicken. — Ich habe eine Erbschaft gemacht,« setzte er seiner immer selbstbewußter werdenden Rede hinzu. — Er hatte keine Antwort auf sie erhalten, und deshalb war der Zusatz schon wieder zaghaft.

Köhler hatte Josefs Arm bedeutungsvoll an sich gedrückt. »So,« sagte er jetzt kühl, »so, eine Erbschaft haben Sie gemacht und Sie werben jetzt abermals um meine Tochter?«

»Ich meine, mit viel Hoffnung!« unterbrach ihn Jamnitz, wieder frech werdend.

»Darüber läßt sich erst später reden,« sagt nun ruhig

Köhler, »jetzt müssen wir schon eilen, um zum Leichenbegängnisse des Hofrathes Reutemann zurecht zu kommen.«

Langsam sagt es der alte Gärtner, sehr langsam, und dabei schauen seine Augen ruhig und fest in die Züge des jungen Menschen, der jetzt bleich wird, und seine Hand, als suche sie eine Stütze, auf die nächste Stuhllehne legt.

Die Frauen haben sich schon nach den ersten Worten, die gewechselt wurden, aus dem Zimmer entfernt. Es ist ihnen, weil beide dem einstigen Hausgenossen freundlich gesinnt blieben, peinlich, seiner Niederlage beizuwohnen.

Die drei Männer sind also allein. Zwei davon wundern sich, wie rasch der dritte den Schrecken überwindet, den ihm einige Worte durch die Seele peitschten.

»Der ist noch viel schlechter, als wir glaubten,« denkt Köhler, und Josefs weiches Herz fühlt *jetzt* schon Mitleid mit dem »Richtigen,« dem ahnungslos Verfolgten.

Der hebt jetzt mit gewaltsam zur Festigkeit gezwungener Stimme an: »So? Ist der alte Herr gestorben?«

»Ja, er ist gestorben,« wiederholt Köhler mit

eigenthümlicher Betonung und dann sagt er: »Sie gehen doch mit zum Leichenbegängniß?«

Es ist das keine Frage, es klingt wie ein Befehl.

»Natürlich!« entgegnet Jamnitz, aber er fühlt, daß es nichts Unnatürlicheres gibt, als daß *er zu diesem* Leichenbegängnisse geht! . «

Daraufhin fuhren sie Alle nach der Stadt. Jamnitz mußte neben Josef auf dem Rücksitz Platz nehmen, im Fond saßen die beiden Frauen, neben dem Kutscher, auf dem Bock, Köhler. Er behielt fortwährend die Thüre, an deren Seite Jamnitz saß, im Auge.

Er hielt sich jeden Augenblick bereit, vom Bock zu springen.

Im Innern des Wagens herrschte peinliche Stille; die Frauen meinten — weil Jamnitz abgewiesen worden sei. Josef aber wußte, daß der blasse Mensch an seiner Seite Höllenqualen ausstand.

Endlich befand man sich in der Kirche. Sie war von Menschen überfüllt. Mit scheuem, unwilligem Gemurmeln machte man Josef und seiner Begleitung Platz. Die meisten der Anwesenden verdächtigten ihn ja noch immer der furchtbaren That! Das Gericht hatte ja bis jetzt Alles auf diese Bezügliche sorgfältig verheimlicht. «

Jetzt trug man den Sarg aus der Kirche und hob denselben in den Leichenwagen.

Köhler drückte plötzlich Josefs Hand und deutete mit seinen Blicken nach einer bestimmten Richtung. Da gewahrte dieser auch Josef Reiner unter der Menschenmenge.

Sie nickten einander zu. Jamnitz, den sie unauffällig in die Mitte genommen hatten, schien mit dem Instincte, den die aufs Höchste gesteigerte Angst verleiht, zu ahnen, daß irgend etwas gegen ihn im Zuge sei.

Deshalb hielt er seine beiden Begleiter durch rasch sich folgende Fragen und Bemerkungen an seiner Seite. Er hätte jetzt nichts zu fürchten gebraucht.

Weder Josef noch Köhler dachten daran, das Leichenbegängniß durch irgend eine auffallende Handlung zu stören.

Sie waren ihres Mannes ja sicher.

So glaubten sie wenigstens.

Im leise niederwirbelnden Schnee verschwand der imposante Menschenzug, der den Gemordeten zu Grabe geleitete.

Ein schöner, alter Friedhof nimmt ihn endlich auf. An dessen Pforte steht ein kleiner, dicker Herr. Verschiedene Leute nickten ihm freundlich oder wohl

auch geheimnißvoll zu, die Kronenwirthin, das Ehepaar Stiegler, Heinberger und noch andere sind darunter. Er grüßt lächelnd, seine Augen aber behalten ihren ernsten, forschenden Ausdruck. Bescheiden geht Josef hinter den Honoratioren her, er blickt traurig zur Erde. Er sieht den Detectiv nicht, und auch Köhler sieht diesen nicht, er blickt eben mit kalter Strenge auf den Mann, der zwischen ihm und Josef geht, er spricht leise etwas zu ihm und jener zuckt zusammen. Das bemerken Reiners scharfe Augen, und — obwohl der Mensch das Gesicht von ihm abgewendet hat, erkennt er doch in ihm den Fremden, der heute gleichzeitig mit ihm angekommen ist.«

Unwillkürlich mißt er dessen Gestalt mit den Augen; es ist ein kleiner, junger Mann mit braunen Haaren; und fein gekleidet, wie er ist, passen die groben Arbeiterhände so gar nicht zum theueren, modisch gemachten Winterrock. Es sind Hände, die für gewöhnlich gewiß nicht in vornehmen Handschuhen stecken, sondern möglicherweise Spaten und Rechen führen.

Und noch einmal wandert Reiner's Blick über die Gestalt, der er ungesehen folgt, und da kommt er bei den Stiefeln an, bei den Stiefeln, welche einen ganz seltsamen Abdruck auf dem schneebedeckten Boden hinterlassen, den Abdruck einer feingeformten Sohle

und eines kreisrunden Absatzes.

Reiner geht jetzt rascher an den Theilnehmern des Leichenzuges vorüber. An dessen Spitze weiß er einen vornehm aussehenden Herrn — aus diesen tritt er zu, mit diesem spricht er einige Worte. Daraufhin verläßt ein junger Mann, der hinter dem vornehm aussehenden Herrn geht und der sein Untergebener ist, unauffällig den Friedhof.

Es scheint, als ob Reiner ihm folge. Er verläßt aber den Friedhof nicht, er geht nur bis nach dessen einzigem Ausgang, einen Ausgang, der durch hohe Mauern nach dem freien Felde führt.

Dort geht Reiner auf und ab. Eben als die Leute beginnen, sich zu zerstreuen, eben also, da das Begräbniß vorüber ist, taucht auf dem Wege, der nach der Stadt führt, eine Kutsche auf. Eilig kommt sie heran. Neben dem Friedhofthore hält sie. Zwei Polizisten steigen aus. Reiner winkt ihnen.

Indessen kommen schon Leute, die dem Begräbnisse beigewohnt haben, den Hauptweg herunter. Und weit rückwärts entsteht plötzlich, Reiner sieht es wohl, ein Drängen und Rufen.



Reiner deutet sich's richtig. Nun steht er zwischen den hohen Pfeilern, die, ernsten Wächtern gleich, die Friedhofspforte flankieren.

Durch diese Pforte tritt jetzt als Erster der junge, blasse Mensch, den Reiner vorhin zwischen seinen beiden Bekannten gesehen. Er geht nicht sehr eilig, wiewohl man ihm's ansieht, daß Furien ihn jagen, man merkt aber auch, daß sich seine Füße so schwer, als

seien sie von Blei, vom Boden heben.

Eben meint er sich frei, entkommen, und er seufzt tief auf — da legt sich eine Hand auf seine Achsel, da tauchen zwei Polizisten vor ihm auf.

»Christian Jamnitz, ich habe Sie auf dem alten Domplatz vergeblich gesucht; so verhafte ich Sie denn hier im Namen des Gesetzes, als den Mörder dessen, den Sie eben zum Grabe geleitet haben.«

Ein Schrei, ein Ringen, dann wird ein gefesselter Mann in den Wagen gehoben. — — —

Die Gerechtigkeit geht zuweilen schnell.

Table of Contents

[Das Geheimniß der Sylvesternacht](#)